



Hyperanthropos

Bisher haben wir uns hauptsächlich mit dem Vor- und Frühmenschen beschäftigt, ungeachtet der Tatsache, daß der Mensch allen theologischen Unkenrufen zum Trotz wahrscheinlich doch nicht die Endstufe des zoologischen Seins auf der Erde ist, sondern es noch ein Wesen geben wird, das nach ihm kommt und über ihm steht – der Übermensch. Wieviel an ihm noch Mensch sein wird, ist allerdings nicht klar umrissen.

Bereits Dionysios von Halikarnassos nimmt den Begriff *Hyperanthropos* in den Mund. Am weitaus bekanntesten aber ist dieser Terminus aus der Philosophie Nietzsches, wo er in systematischer Weise zuerst in seinem Werk „Also sprach Zarathustra“ auftaucht. Nietzsche wiederum entlehnte den Begriff von Claude Adrien Helvétius' *homme supérieur*. Die damit eingeleitete Denkrichtung geht davon aus, daß auf den Menschen ein Wesen folgen muß, das noch höher entwickelt ist als er, sowohl geistig als auch biologisch. Während Nietzsches Philosophie allerdings in den Nihilismus abgeleitet, weil er den Widerspruch zwischen Übermensch und letztem Menschen nicht aufzulösen vermag, sieht sich die moderne Anthropologie, so sie sich der Lotka-Volterra-Gleichungen bedient, durchaus in der Lage, ein deutlich positiveres Bild von der Zukunft des *Homo sapiens* zu zeichnen. Den Schlüssel zu einem tieferen Verständnis des „Quo vadis, homo?“ liefern die Haplogruppen des *x*- und *y*-Chromosoms und der darauf aufbauende menschliche Stammbaum. Die ältesten noch existierenden Haplogruppen waren nämlich keineswegs die ersten, und die heute jüngsten werden auch nicht die letzten sein, sondern es werden weitere, in jedem Fall erfolgreichere folgen. Obwohl nun jede Haplogruppe irgendwann einmal ausstirbt, entstehen durch Mutation aber umgekehrt auch immer wieder neue, unter denen nur die am besten angepaßten überleben, so daß alle künftigen Menschen sich auf eine davon zurückführen lassen.

Einen Meilenstein in der Geschichte erlebte die Biologie durch das Aufkommen der Evolutionstheorie. So stellte 1859 Charles Darwin die heute allgemein anerkannte Lehre auf, daß in der Natur stets die am besten an ihre Umgebung Angepaßten überleben werden und damit zur Erhaltung der Art einen weitaus größeren Beitrag leisten als die weniger gut Angepaßten („survival of the fittest“). Er folgerte daraus, daß sich jedes Leben durch diese kontinuierliche Optimierung zu immer höheren Lebensformen aufschwingt, an deren Ende derzeit der Mensch steht. Da es sich hierbei um ein ganz allgemeines Naturgesetz handelt, müsse diese sogenannte Evolutionstheorie auch für den *Homo sapiens* gelten. Im genetischen Sinne bedeutet dies, daß die sogenannten günstigen Mutationen sich im Laufe vieler Generationen auf Kosten der ungünstigen durchsetzen. Die Allelfrequenz eines Gens mit zwei Allelen, einer günstigen und einer ungünstigen Variante, würde demnach zu Lasten des älteren Allels immer mehr abnehmen, wohingegen die Allelfrequenz des neu mutierten, jüngeren Allels immer stärker zunehmen müsse. So würde es jedenfalls aus Darwins Evolutionstheorie folgen. Nun kommt eine Neumutation statistisch nur bei jedem zweiten Kind zum Tragen, so daß unter der Annahme, daß etwa die Hälfte im Leben einer Frau in das gebärfähige Alter fällt – die heutige hohe Lebenserwartung ausgenommen –, weniger als 0,25 Allele pro Jahr und Frau hinzukommen. In dem Maße, wie also das günstige Allel zunimmt, muß demnach das ungünstige

ANTHROPOLOGIE



aussterben, bis sich nach einer Zeit $t = (1/k) \ln N/2$, abhängig von der Größe N der Population und der Wachstumsrate k , 100 % der günstigen Allele – die praktisch allerdings nie erreicht werden – durchgesetzt haben. Je größer nun eine Population, desto länger dauert es, bis man sagen kann, der Überlebensvorteil habe sich dauerhaft eingestellt. Eine Grundannahme der Populationsgenetik besteht nun darin, daß alle Angehörigen einer Art oder Unterart auch in tatsächlichem genetischen Austausch miteinander stehen, was lediglich für kleinere Gruppen oder Stammesverbände gelten kann. Mit jeder Größenordnung im Anwachsen der Bevölkerung nimmt auch die Sättigungszeit bis zum Erreichen der 100%-Marke zu. Sinkt in einer Population die Geburtenrate, nimmt die Sättigungszeit umgekehrt proportional zu dieser Rate zu. In einer Population, die konstant bleibt, verhält es sich bei ungünstigen Mutationen ganz genauso, lediglich das Vorzeichen ist vertauscht. Allerdings ist die Rate einer ungünstigen Mutation deutlich geringer, weil weniger Nachwuchs produziert wird. Insofern setzen sich ungünstige Mutationen langsamer durch als positive. Das ist aber gerade eine Grundidee der Darwinschen Lehre.

Darwins Theorie stößt bis heute auf im wesentlichen eine Handvoll fundamentale Schwierigkeiten: zum einen dauert es in größeren Populationen fast ewig, bis eine Mutation sich durchgesetzt hat (beim Menschen rechnet man eine Generation mit etwa 30 Jahren), zum zweiten stirbt das zweitklassige Merkmal deswegen keineswegs rasch aus, sofern es sich auch bisher bewährt hat (es verschieben sich lediglich, wenn auch kaum spürbar, die Allelfrequenzen), und zum dritten berücksichtigt die Darwinsche Theorie die sequentielle Kopplung zwischen vorteilhaften und nachteiligen Genen nicht, d.h. wenn ein Gen besonders vorteilhaft ist, gleicht es den Nachteil eines anderen nicht unbedingt aus, und umgekehrt kann ein nachteiliges Gen durch ein bevorzugtes mehr oder weniger kompensiert werden. Auch auf größere Populationschwankungen natürlicher Art, etwa durch Katastrophen oder Massensterben, geht die Darwinsche Lehre kaum ein. Dies führt, wenn man die Vorteilmutation lediglich als isoliertes Geschehen betrachtet, durch ein kaum zu entwirrendes Geflecht auf den Holzweg, weil alle natürlichen Systeme Räuber-Beute-Beziehungen sind, die den Guten genauso treffen wie den Schlechten, und a priori nicht feststeht, wer gut ist und wer schlecht. Einer Rasse, die sich beispielsweise unter ungünstigen Lebensumständen aufs beste bewährt hat, kann unter günstigen Umständen genau das Entgegengesetzte widerfahren. Es wurde auch schon festgestellt, daß in einem Krieg gute Soldaten genauso fallen wie schlechte, und auch die Pest in Athen zu Perikles Zeiten raffte die Guten genauso dahin wie die Schlechten. Das Räuber-Beute-Muster kann sich geradezu in sein Gegenteil verkehren, wenn nämlich die Räuber zu gefräßig werden und durch die Verknappung ihrer Lebensgrundlage selbst vom Aussterben bedroht sind. Die Räuber- und Beutepopulation sind daher zueinander phasenverschoben: einmal haben die Räuber Aufwind, ein andermal ist es die Beute. Es ist in diesem Wechselspiel nie sicher, wer Sieger ist und wer Verlierer, und das steht im krassen Widerspruch zur Darwinschen Lehre, wonach einseitig immer das benachteiligte Allel auf der Verliererstrecke ist. Darwin konnte diesen Widerspruch nicht auflösen, weil ihm die Mittel und Möglichkeiten der Mathematik nicht zu Gebote standen. Nimmt man nämlich zur Darwinschen Überlebenshypothese die Theorie der Räuber-Beute-Systeme hinzu, so löst sich der Widerspruch schlagartig auf. Wer immer die vorteilhafte Mutation besitzt, egal ob Räuber oder Beute, bei dem wird sie sich durchsetzen, und zwar abwechselnd, sobald die jeweilige Population ihr Minimum erreicht hat, also kurz vor ihrem Aussterben, denn man kann mit Recht annehmen, daß in diesem be-



sonders kritischen Falle die vorteilhafte Mutation die deutlich bessere Überlebenschance bietet und zudem Aussicht besteht, daß sie sich aufgrund der niedrigen Zahl noch vorhandener Restindividuen auch durchgreifend ausbreiten wird. Der darwinistische Evolutionsvorteil benötigt also, um einen optimalen Wirkungsgrad zu erzielen, zusätzlich den Räuber-Beute-Mechanismus, denn erst in dieser Kombination werden sich die vorteilhaften Gene erfolgreich durchsetzen können. Nicht alles, was daher zunächst nach einem Niedergang aussieht, ist auch tatsächlich ein solcher. Man muß auf die regenerativen Kräfte der Natur vertrauen und auf den „Geist“ in dieser Welt, die „sicherlich die beste aller Welten ist“ (Immanuel Kant). Die malignen Gene werden also von der Evolution zwar mitgeschleppt, aber nach einem vollen Räuber-Beute-Zyklus dennoch ausgemerzt. Andernfalls wäre eine Höherentwicklung der Arten, speziell vom Affen zum Menschen, auch gar nicht möglich gewesen. Es setzt sich also langfristig und qualitativ keineswegs immer das Räuberische durch – weil die Räuber durchaus die Schlechteren sein können, besonders, wenn die Vorteilsmutation nicht bei ihnen liegt –, sondern auf der langen Zeitskala stets das genetisch Bessere. Am Ende siegt das Göttliche in uns, um es philosophisch auszudrücken. Wäre dem nicht so, wäre der Mensch niemals aus den Primaten hervorgegangen. Tatsache ist, daß die älteren Haplogruppen, welche zugleich die primitiveren sind, immer zuerst aussterben. Die Ängste vor einem Aussterben der weißen Rasse sind daher unbegründet, die Hoffnung auf den Übermenschen dafür um so berechtigter. Denn wohin sollte die Entwicklung der Menschheit führen, wenn nicht zum Übermenschen, der bereits ein sehr gottähnliches Wesen ist, das selbst Leben erschafft und den Tod besiegt – und vielleicht auch die ewige Jugend erlangt hat. Und man weiß schon heute, aus welcher Haplogruppe er hervorgehen wird: es wird eine der europäischen Haplogruppen sein, weil diese die jüngsten weltweit sind: *R1b, I1* oder *G2a* auf dem *y*-Chromosom und *H2* auf dem *x*-Chromosom. Die Degeneration hin zum letzten Menschen, wie Nietzsche ihn beschreibt, wird stattfinden, aber weil Bastarde auf der langen Zeitskala nach den Mendelschen Vererbungsgesetzen von selbst aussterben und die Reinerbigen sich (nach Filterung) stets durchsetzen, werden beide, die Guten wie die Schlechten, ewig wiederkehren, und damit lösen sich sämtliche Widersprüche in der Idee des Übermenschen in Wohlgefallen auf. Der Übermensch braucht den letzten Menschen als seine Beute wie der letzte Mensch den Übermenschen als sein Räuber. So flüstert es uns die Natur ins Ohr, und es ist wie die Geburtsstunde der Tragödie.